

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 199 (1920)

Artikel: Des Kalendermanns Gruss zum Friedensjahr
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-377092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Des Kalendermanns Gruß zum Friedensjahr.

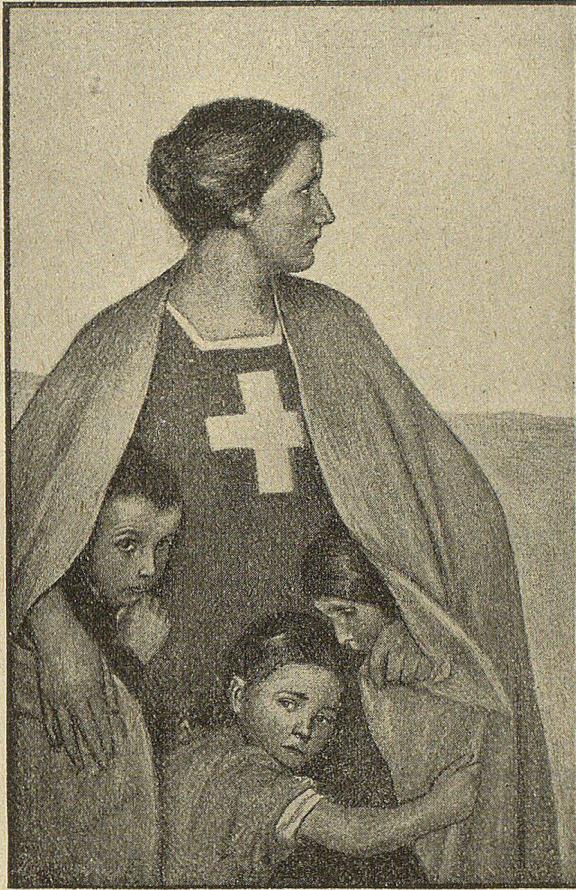
Endlich ist er da, der Heißersehnte, nach mehr als vier Jahren des größten und schrecklichsten aller Kriege. Aber nicht als holde Engelsgestalt ist er erschienen, der alle Völker jubeln und zusauchen, nicht als leuchtendes Gestirn, das Sonnenschein breitet über alle Länder und Meere. Nein — sondern als harter Geselle mit einer eisernen Faust für die Unterlegenen wie die Sieger, der für die Gegenwart nur wenig Gutes zu bieten vermag, Vieles ungelöst läßt, was so dringend hätte gelöst werden sollen, und auf eine noch ferne bessere Zukunft vertröstet. Die Völker, die armen, ermüdeten Völker, hatten im Frieden den Weisen erhofft, der sie aus aller Wirrsal endlich hinausführe, den Befreier und Erlöser. Statt dessen trägt auch er die Züge teilweise Ratlosigkeit, bringt neue Lasten für alle und begnügt enttäuschten Gesichtern an allen Ecken und Enden der Welt. Wenn man aber gerecht sein will, muß man sagen, daß es nicht wohl anders sein konnte. Zu entsetzlich waren die Verheerungen und Schrecken des Krieges, zu grauhaft die Verwirrung und Verknäuelung allüberall, zu gewaltig das Bohlen aller Leidenschaften, als daß der Friede ein milder und gütiger, ein gerechter für alle und alles hätte sein können. Der Krieg hatte eine Welt in Trümmer geschlagen. Der Friede konnte sie nicht wieder lebendig machen. Und eine neue Welt baut sich nur langsam auf und in Mühsal und Schmerz. Das ist Naturgesetz.

Auch in unserem lieben Schweizerländchen ist der Friede ohne sonderlichen Jubel begrüßt worden und hat mehr Enttäuschte und Zagende als Frohe und Hoffende gefunden. Eröffnet er doch für uns eine Reihe recht ernster Ausblicke. Es stehen uns ohne Zweifel harte, harte Zeiten bevor, und es werden Jahre vergehen, bis wir wieder die freundlichen Zustände wie vor dem Weltkriege haben werden. Damals waren wir von vier blühenden Ländern und Völkern umgeben. Für lange Zeit werden wir jetzt im Norden an Deutschland ein riesiges Armenhaus zum Nachbarn haben, im Osten an Oesterreich desgleichen, im Süden an Italien halbwegs auch so und im Westen an Frankreich einen Nachbarn, der gezwungen ist, bis auf bessere Tage für sich selber und nur für sich zu sorgen. Da sind die Ausichten für den Kleinen in der Mitte viel weniger verlockend als

früher. So wirtschaftlich, sozial schweben wir auf Jahr und Tag in Gefahr von drei Seiten mit einem Element überschwemmt zu werden, das der Schweiz kaum viel Gutes bringen wird. Politisch sodann haben wir am Norden und Osten kein Gegengewicht mehr, wenn vom Westen und Süden her ein Druck auf unser Land ausgeübt werden wollte. Ferner sind unsere Ausführindustrien ganz im Ungewissen, wie die Absatzverhältnisse sich in den nächsten Jahren gestalten werden, und weiter tritt in fast allen Staaten die Absicht zu Tage, auswärtige Arbeitskräfte und Unternehmer auf allen Gebieten möglichst ferne zu halten. So hängen auch am neuen Friedenshimmel der Schweiz der Wolken gar viele, und es hieße das Volk täuschen, würde man ihm dies nicht sagen.

Eine schönere Friedensgabe winkt der Schweiz mit dem Völkerbund, den der Friedensvertrag gebracht hat. Eitel Honig ist er zwar für uns nicht, trotzdem unser Land, d. h. Genf sein Sitz werden soll. Ein Stück ihrer bisherigen Unabhängigkeit geht für die Schweiz mit dem Eintritt in den Völkerbund so wie so verloren; sie soll aber auch noch die Hälfte ihrer bisherigen Neutralität opfern. Zwar haben die verbündeten Mächte dem Bund zugestanden, daß die Schweiz als Mitglied des Völkerbundes ihre bisherige militärische Neutralität beibehalten könne und daß diese auch im Kriegsfall vom

Völkerbund strengstens respektiert werde, dagegen hätte sie auf die wirtschaftliche Neutralität zu verzichten und sich an einem Wirtschaftskrieg zu beteiligen, wenn der Völkerbund einen solchen gegen ein Volk oder eine Völkergruppe verhängen würde. Die wirtschaftliche Neutralität bedeutet die Arme, und die militärische die Beine am Gesamtkörper unserer bald 300 Jahre alten Neutralität. Man mutet der Schweiz mit dem Eintritt in den Völkerbund zu, diesem Körper nicht bloß die Arme, sondern auch noch ein Bein abzuschlagen. Denn die militärische Neutralität steht nur noch auf einem Bein, wenn wir die wirtschaftliche opfern sollen. Der Völkerbund selber hinkt aber zur Zeit selber noch, solange nicht auch Deutschland in denselben aufgenommen wird. Und dennoch! Wir müssen mitmachen. Lehnte das Schweizer Volk, das wahrscheinlich im Spätherbst darüber zu entscheiden



Bundesfeierpostkarte
von Eugen Burnand



1. Ständerat Oberst Bigler †, Biglen (Bern). 2. Professor Dr. Bscholke †, Aarau. 3. Dekan Eigenmann †, Neu St. Johann. 4. Erziehungsrat Theodor Schlatter †, St. Gallen. 5. Professor W. Dechsl †, Zürich. 6. Oberlt. Oskar Bider †, Dübendorf.

haben wird, den Beitritt ab, ginge es der ihm jetzt doppelt und dreifach unentbehrlichen wirtschaftlichen Vergünstigungen verlustig, die seine Mitglieder sich gegenseitig zugestanden haben — sehr wichtige Zugeständnisse in der Rohstoff- und Lebensmittelversorgung, sowie der Zollfrage — und bald genug müßte es Aufnahme bitten, wobei ihm dann die jetzt zugestandenen Bevorzugungen, wie mit der militärischen Neutralität und dem Bundesitz, um nicht mehr bewilligt würden. Man hat auch wohl zu beachten, daß nur der Völkerbund die Welt in absehbarer

Zeit wieder aus dem jetzigen Chaos und aus dem jetzigen Elend hinaus und zu erträglichen Zuständen führen kann. Sonst ist Europa verloren, rettungslos verloren, und die Amerikaner und die Japaner werden die Herren der Welt. Ist der Völkerbund zur Zeit noch unvollkommen, haben wir als Glieder desselben das Recht, an seiner Vervollkommnung mitzuwirken. Sind wir nicht dabei, heißt es „Maul halten“ für uns. Unser Bundesrat verdient darum ein williges Ohr bei allem Volke, da er demselben mit Nachdruck den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund

empfehlte. Er tut es nicht leichten Herzens, um so weniger, als sein Entwurf für den Völkerbund, der auch im Ausland als Meisterwerk gefeiert wurde, in Paris leider allzuwenig Berücksichtigung fand.

Noch eine Gabe winkt der Schweiz mit dem Frieden, nämlich der Anschluß des Vorarlberger Ländchens an sie. Der Kalendermann kennt Land und Volk von Vorarlberg seit einem Menschenalter und hat viele liebe Freunde dort. Aber so ohne weiteres einverstanden ist er mit dem Anschluß doch nicht. Gewiß, die Vorarlberger verlangen ihn. Aber hätte Oesterreich im Kriege gesiegt, könnte von dort her heute ein ganz anderes Lied. Es ist also weniger die Vorarlberger Seele, die nach Anschluß ruft, als der Vorarlberger — Magen. Sodann widerstrebt es dem Kalendermann, daß sein Land sich nun auch noch über das arme niedergeschmettete Oesterreich hermachen und ihm ebenfalls ein Stück abzwicken soll. Gegen dieses Empfinden kommt die Lockung einiger schweizerischer Verkehrspolitiker nicht auf, die dem Schweizervolk die großen Vorteile vorrechnen, die der Anschluß für die Schweiz hätte. Diese Herren übersehen nur, daß diese Vorteile, zum Teil wenigstens, aus schweizerischer Haut geschnitten würden, d. h. auf Kosten des Rorschacher- und Romanshorn-Gebietes und des St. Galler Rheintales erfolgten. Den Vorarlbergern möchte der Kalendermann den Wink geben, daß man die in im Unglück nicht verlassen darf, bei dem man mit Stolz verblieben wäre, wenn er in einer Affäre Glück gehabt hätte, mit der man selber zuerst durchaus einverstanden war.

Waffenstillstand und Friede hatten zur Folge, daß einerseits unsere Armee wieder auf den Friedensfuß gesetzt werden konnte; andererseits konnte die S. S. S., die Namens der Entente unsere Einfuhr und Ausfuhr zu bevormunden hatte, in Liquidation treten, nachdem die Entente anfangs Juli d. J. die Blockade aufhob. Diese hat als Aushungerungsmaschine der Völker des Vierbundes ihre furchtbare Aufgabe furchtbar erfüllt, sich aber auch für die Neutralen als würgerisches Halsweifen erwiesen, an das diese noch lange denken werden. Mit der Demobilisierung der Armee haben auch ihre Spitzen General Wille und Generalstabschef Sprecher ihren Rücktritt genommen. Für den General brauchte es jetzt keinen Ersatz mehr; an die Stelle von Sprecher wurde der als Militär gefeierte Oberst Sonderegger in Herisau zum Generalstabschef berufen. Wille und Sprecher — wie waren diese Namen gefeiert und populär im ersten Kriegsjahre. Aber mit jedem weiteren nahm ihre Popularität mehr und mehr ab und hatte schließlich teilweise dem Gegenteil Platz zu machen. Ob mit Recht? Raum. Schuld daran waren nicht Fehler, die von diesen Herren begangen wurden, sondern weil eine verzeihliche Dienstüberdrüssigkeit bei den Truppen infolge der unerhörten langen Kriegsdauer überhand nahm, wozu auch noch die Fehler des Systems und solche unterer Organe kamen, und dieser Ueberdruß richtete sich naturgemäß auch gegen die Spitzen der Armee. Wer immer General und Generalstabschef während der 4 1/2 Jahre gewesen wäre, er hätte am Ende ein gutes Stück anfänglicher Volkstrümpflichkeit eingeblüht. Sind erst die Sorgen, der Ärger und der Verdruß, welche die langen Dienste bei Truppen und ihren Angehörigen im Gefolge hatten,

wieder etwas verraucht, dann wird auch das Volksurteil ihnen wieder gerecht und dankbar anerkennen, daß beide Herren dem Vaterlande in schwerer Zeit große Dienste geleistet haben. Das Schweizervolk darf kein undankbares Volk sein. Als der Kalendermann den Rücktritt Wille's vernahm, da war es ihm freilich, als hätte er das Sterbeglücklein unseres bisherigen Militärsystems läuten hören. Der Weltkrieg hat den vorweltkrieglichen Militarismus zu den Toten gebettet, auch den schweizerischen. Wie in anderen Ländern hat auch bei uns eine Zurückschraubung im Sinne der Abrüstung und eine Demofratifizierung des Armeewesens zu erfolgen.

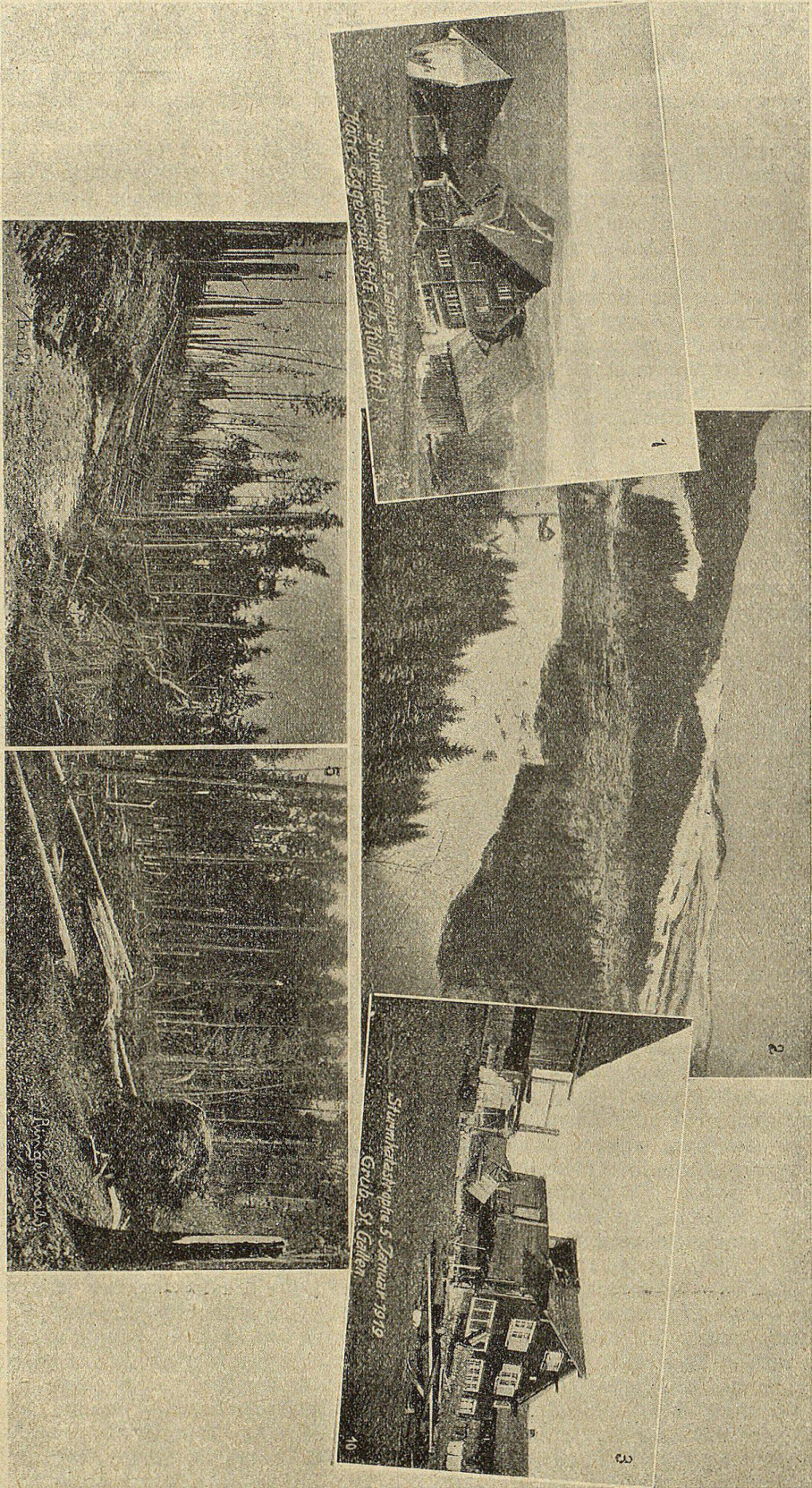
Ein wichtigstes innerpolitisches Ereignis war die Annahme des Nationalratsproporz am 13. Oktober mit rund 237,000 gegen 148,000 Stimmen. Fast zwanzig Jahre ist um diese Reform gerungen worden. Zuletzt war ihr fast mühelos dieser glänzende Erfolg beschieden. Die Sache war eben reif geworden. Im Herbst dieses Jahres werden zum ersten mal die Nationalratswahlen nach Proporz zu treffen sein. Es wird einen nie erlebten Wahlsturm absetzen und die großen Gewinner bei den Wahlen werden die Sozialdemokraten sein, die 60 und vielleicht noch mehr Mandate erobern werden. Das gefällt auch dem Kalendermann nur halb. Aber er sagt sich: Erstens erhalten die Sozialdemokraten mit dem Proporz auch nicht einen Sitz mehr, als ihnen nach ihrer Stärke im Volke gebührt, und zweitens sind die Sozialdemokraten im Ratsaal gelegentlich wohl unangenehm und unaussehlich, aber nie gefährlich. Gefährlich sind sie erst auf der Straße. Im Ratsaale stoßen sie sich meist die Hörnchen etwas ab. Das hat sich bei den Herren Graber und Raine gezeigt, die als Ungeberdigste der Ungeberdigen in den Nationalrat kamen, heute aber zu den Gemäßigtesten der Gemäßigten ihrer Partei gehören.

Der neue Nationalrat wird bei seinem Zusammentritt großen Aufgaben gegenübergestellt sein. Der Bundesrat hat bereits einen neuen Verfassungsartikel für die Alters- und Invalidentversicherung, sowie die Hinterbliebenenversicherung (Witwen- und Waisenversicherung) ausgearbeitet und Vorschläge zur Finanzierung. Diese Versicherungen bedeuten die Krönung des sozialen Versicherungsgebäudes der Schweiz und werden eine unendliche Wohltat sein, auch eine zunehmende Entvölkerung unserer Armen- und Waisenhäuser im Gefolge haben. Aber um diese Wohltat zu erhalten, wird das Schweizervolk in mehr denn einen Apfel beißen müssen, der vielen heute sauer scheint, so in eine eidg. Tabaksteuer, eine eidg. Biersteuer u. s. w. Dann wird die Bundesversammlung auch darüber entscheiden müssen, ob eine Totalrevision der Bundesverfassung vorgenommen werden soll. Seit 1873/74 hat der feierliche Ruf „Bundesrevision“ nicht mehr ernstlich durch die Schweizergaue getönt. Jetzt aber ist es an der Zeit. Auch wenn es keinen Weltkrieg gegeben hätte, wären wir an der Totalrevision nicht vorbeigekommen, denn zu viel in der Verfassung von 1874 ist nur mehr toter Buchstabe, zu viel ist von der Zeit überholt, zu viel unberücksichtigt in ihr. Nun aber der Weltkrieg eine neue Welt zeitigt, alle Staaten ihr Generalinventar machen und sich auf das neue Zeitalter einrichten, ist die Totalrevision erst recht notwendig. Aengstliche Seelen fürchten sich zwar vor ihr. Mit Unrecht. Der Kalendermann hat das Ver-

trauen in das Schweizervolk, daß es mit starker Hand eine Konstitution zu zimmern weiß, die solides Fundament für eine neue Epoche sein wird und zugleich forterhaltet, was teuerstes Erbgut am alten, traulichen Schweizerhaus ist.

Recht viel zu reden gab das Frauenstimmrecht oder die politische Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne. Der Weltkrieg hat die Frau stärker als je zuvor in den Vordergrund des öffentlichen Lebens gestellt. Eine Wirkung dessen war, daß in einer ganzen Reihe von Staaten das Frauenstimmrecht eingeführt wurde, so in Deutschland, Oesterreich, England, Dänemark, Ungarn, Rußland usw.; anderswo, wie in Frankreich und Italien, ist man im Begriffe, es einzuführen.

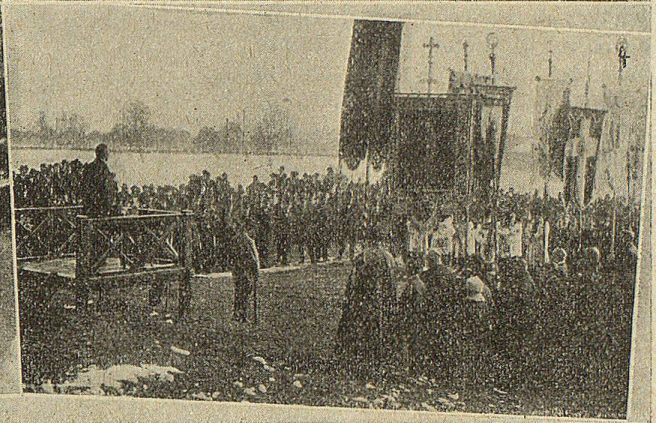
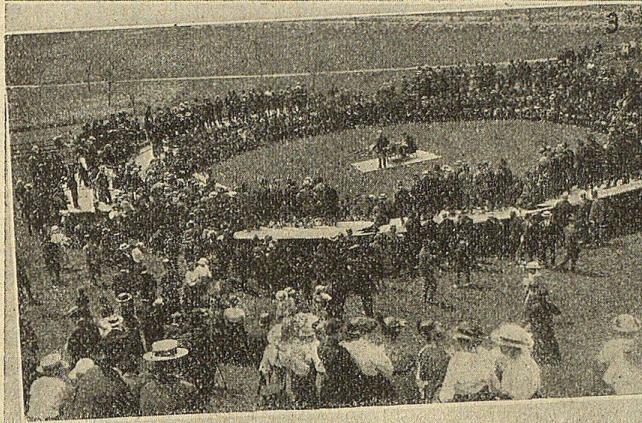
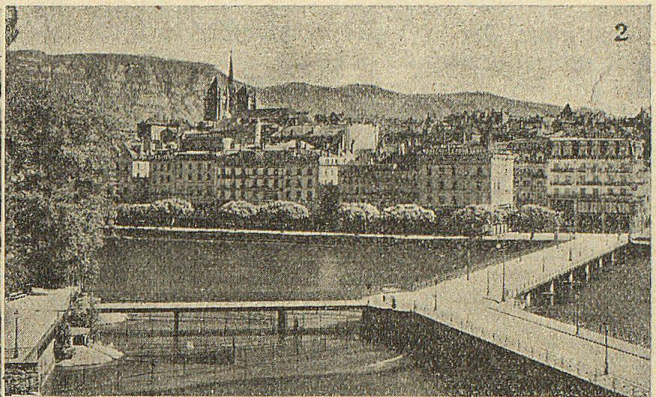
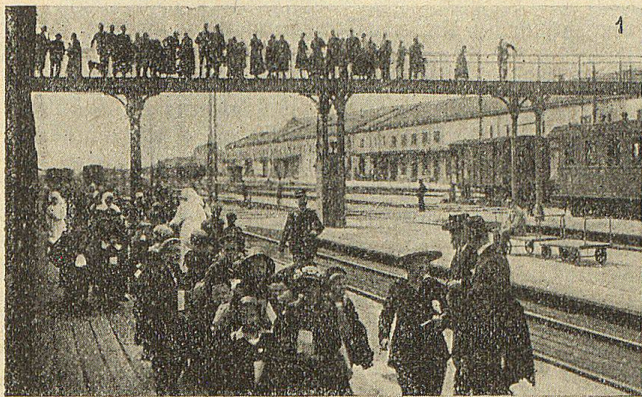
Im Schweiz. Nationalrat ist es in Form einer Motion anhängig gemacht, und in einigen Kantonen ist die Frage auch schon im Rollen. So wird das Zürcher Volk in Kürze darüber abzustimmen haben, wahrscheinlich auch die Genfer Bürgerschaft, während das Neuenburger Volk seinen Entschluß bereits im Juni abgegeben hat und zwar im verwerfenden Sinne. Das letztere hat den Kalendermann aufrichtig gefreut, denn er ist ein Gegner des Frauenstimmrechtes in der vorgeschlagenen Form der politischen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne. Nach seiner Ansicht geht das gegen die natürliche



1. Sturmbelchädigte Holzhäuser in Gaggersriet (der eingestürzte Steinhof ersichtlich 4 Reihe). 2. Sturmverheerungen in der Umgebung von St. Gallen. 3. Sturmbelchädigtes Haus in Grub (St. Gallen). 4. und 5. Malschäden in der Umgebung von St. Gallen.

Bilder von dem Sturmhaden vom 5. Januar 1919.

1. Sturmbelchädigte Holzhäuser in Gaggersriet (der eingestürzte Steinhof ersichtlich 4 Reihe). 2. Sturmverheerungen in der Umgebung von St. Gallen. 3. Sturmbelchädigtes Haus in Grub (St. Gallen). 4. und 5. Malschäden in der Umgebung von St. Gallen.



1. Ankunft Wiener Ferienkinder in der Schweiz. Genf, Sitz des Völkerbundes. 3. Die Urner Landsgemeinde. 4. Bild von der Rapperswiler Schifffahrt.

Ordnung, gegen die Natur und Würde der Frau. Dagegen ist auch der Kalendermann für eine politische Beteiligung der Frau am Staate. Das erfordert die heutige Zeit, erfordert das Staats- und Gesellschaftswohl. Aber diese Beteiligung muß sich Wesen und Natur der Frau anpassen, muß sich an ihre Stellung im öffentlichen und sozialen Leben anschmiegen und ihre Aufgaben in Haus und Familie in Berücksichtigung ziehen. Nur dann schafft man etwas, das dem Frauengeschlecht und dem Staate zugleich frommt. Die politische Gleichmacherei dagegen ist Unding, weil sie glaubt, die so unendlich feinen, aber auch unendlich scharfen Grenzen, die die Schöpfung zwischen beiden Geschlechtern zog, überhüpfen zu können. Hier gilt das alte lateinische Sprüchwort, das auf deutsch heißt: „Die Natur gestattet keine Sprünge.“ Die Frau „vor allen andern“, wird stets das brave Weib, die gute Hausfrau und Mutter sein. Ihr gilt die Verehrung des Kalendermannes.

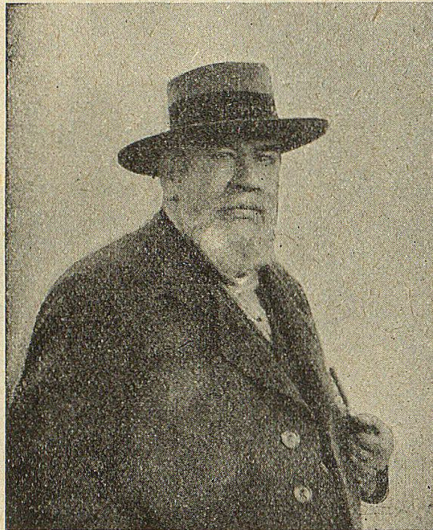
Jetzt ein kurzes Kapitel über die Grippe. Seit der letzte Appenzellerkalender erschien, sind die „rote“ und die „schwarze“ Grippe mit Behemenz durch das Schweizerland gezogen. Die letztere ist, Gott sei Dank, erloschen, die andere aber nicht. Mit der „roten Grippe“ sind die sozialen Wirren und Unruhen gemeint, von denen seit Jahresfrist große Teile der Schweiz mehr und mehr ergriffen wurden. Es gab Streik über Streik, Streiks aller Sorten — in Zürich sogar einen Bankpersonalstreik — lokale Generalstreiks, selbst einen Landesstreik im November, gab böse Unruhen in Zürich, Truppenaufgebote

und Vermehrung der kantonalen Kompetenzen zu solchen, gab offene Drohungen mit Landesrevolution und Umsturz, kurz man kam aus der Beängstigung nie heraus. Die Leser des Appenzeller Kalenders kennen ja alle diese bedenklichen und unerquidlichen Vorkommnisse. Ein Geist der Unzufriedenheit, der Gährung und Auflehnung ergriff weite Arbeitermassen zusehends ärger. Und dieser Geist ist zur Stunde noch nicht gebannt. Auf der andern Seite blieb auch die Gegenwirkung nicht aus, eine steigende Erbitterung der bürgerlichen und bäuerlichen Kreise gegen das sozialdemokratische Arbeitertum. Man muß auch in dieser Sache zu einem gerechten Urteil ohne Leidenschaft zu kommen suchen. Dann hat man zunächst zwischen den Bewegungen mit wirtschaftlichem und mit politischem Charakter zu unterscheiden. Wo es sich um wirtschaftliche Kämpfe handelte, waren sie in manchen Fällen zu verstehen und direkt gerechtfertigt. Die Teuerung hatte und hat einen Grad erreicht, daß der Arbeiter und die Arbeiterfamilie auch bei einem sogenannten „schönen“ Lohne darben mußten und daß selbst die sparsamste Arbeiterfrau nicht mehr auskam, weil „'s Geld nüd meh bschülft“, wie sie mit Recht jammerte. Leider trugen manche Arbeitgeberkreise und selbst der Bund dem zu wenig Rechnung, obwohl sie es gekonnt hätten, und so kam es denn zu Streiks, wobei Arbeitgebern und Bund abgerungen wurde, was sie besser freiwillig gewährt hätten. Anders die politischen Bewegungen im sozialdemokratischen Lager. Sie zielten auf den Umsturz, wollten die Macht im Lande an sich reißen. Die Erfolge der Bolschewiki in Rußland und Ungarn, die Revo-

lutionen in Oesterreich und Deutschland, der mottende Umsturz in Italien hatte vielen Tausenden die Köpfe verwirrt; eine gewisse Hezpresse und gewissenlose Agitatoren sorgten dafür, daß sie noch verwirrter wurden, und allerlei licht- und arbeitscheues Gefindel in größeren Städten fand, daß nun auch seine Zeit gekommen sei. Dazu trat noch, daß die Behörden einzelnorts die Gefahr nicht rechtzeitig erkannten und mit der „starken Hand“ zurückhielten, als diese noch leicht die Lage hätte bemeistern können. So kam es, daß die Dinge mehr als einmal dem Bürgerkrieg zuzutreiben schienen, daß in duzend und duzend Orten Bürgerwehren geschaffen werden mußten, um gegebenenfalls gegen eigene Mitbürger zu marschieren und daß der Staat einer Anzahl Rädelshörer den Prozeß machen mußte, der einige davon ins Gefängnis führte. An der politischen Seite der Bewegung prallten selbst die großmütigsten sozialen Zugeständnisse ab. Da hieß es einfach: „Wir wollen Meister werden und das Regiment führen.“ So ist es jetzt noch. Ja die Gefahr droht sich noch zu verschärfen. Denn die sozialdemokratische Partei, jetzt die stärkste in der Schweiz, ist auf dem Sprunge, ins bolschewistische Lager abzuschwenken und sich der sogenannten 3. Internationale anzuschließen. Die Partei soll ein neues Programm erhalten, wonach das Proletariat auch in der Schweiz die Macht an sich reißen und unser Land in eine Räterepublik umgeformt werden soll, auf dem Wege der Revolution natürlich. Man scheint auf dieser Seite mit Gewalt auf einen Zusammenstoß mit der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung hintreiben zu wollen. Und dann? Dann wird man mit blutigen Köpfen elendiglich heimgeschickt werden und kann den traurigen Ruhm beanspruchen, dem Lande auf lange hinaus unendlich geschadet zu haben, am meisten aber der Arbeitersache selber. Es ist schon ein Jammer. Der Himmel hat unser Volk wie seinen Liebling, gnädiger als jedes andere in Europa, durch die entsetzliche Kriegszeit hindurch geführt; überall hatte das Volk ungleich mehr zu leiden als bei uns, und jetzt am Ende der furchtbaren Gefahren- und Notzeit soll das Land durch die Verblendung eines Teils der eigenen Bewohner und Bürger ins Elend gestürzt werden. Hoffen wir immer noch, daß das Schlimmste uns erspart bleibe. Wo nicht, werden jene, die in der Schweiz Venin, Trotzky und Bela Rhun spielen wollen, etwas erleben, daß ihnen Sehen und Hören vergeht. Wenn wirklich das Schweizer Volk Ordnung machen müßte, würde es diese gründlich schaffen und auf lange Zeit. Es läßt seine teure Schweiz nicht durch Fanatiker und Gewissenlose zertrümmern; eher schmettert es diese zu Boden, daß es kein Aufstehen mehr gibt für sie. Es war wahrlich genug am Leichenfeld, das die „schwarze Grippe“ schuf; gebe Gott, daß die „rote Grippe“ ohne ein solches verläuft.

Einen für unsere Verhältnisse riesengroßen Friedhof hat die „schwarze Grippe“ geschaffen. Es ist ihrer schon in

der letztjährigen Umschau Erwähnung getan worden. Aber ihren Höhepunkt erreichte sie erst später. Zu Stadt und Land, zu Berg und Tal hielt sie Einzug und warf ungezählte Tausende allüberall auf das Krankenlager. Schulen, Gasthäuser und Theater, ja selbst die Kirchen mußten vielerorts geschlossen werden. Sie verschonte weder Geschlecht noch Alter und Stand, schlich sich in die Villen der Reichen, in die Häuser der Bürger und Bauern und in die Wohnung von Arbeiter und Angestellten, schonte nicht des Millionärs, des Staatsmannes, Geistlichen, Gelehrten, Künstlers und Obersten und erwies sich als besonders gefährlich gegenüber dem kräftigsten und blühendsten Mannesalter. Die Spitäler waren überall überfüllt; die Ärzte kamen



Bildhauer Richard Kitzling †
der Schöpfer des Zeltdenkmals.

nicht mehr aus den Kleidern; das Krankenpflegepersonal reichte bei weitem nicht mehr aus und die Totengräber waren in beständiger Funktion. Es gab Familien, die förmlich dezimiert wurden, Bauernfamilien, die alle Söhne verloren; Familien, deren Kindern Vater und Mutter entrissen wurden; kleine Bergdörfer, die 30, 40 und 50 Einwohner begruben, und in Städten wie Zürich starben oft an einem Tage 30, 40 und mehr Personen. Ein Strom von Trauer, ein Strom von Leid und Tränen ergoß sich über das ganze Land, und es schien, als ob alles Menschenleben nur noch an einem Faden hänge. Besonders hart wurde unsere Armee vom erbarmungslosen Würgengel heimgesucht. Wohl lautete die erste Mitteilung des Pressebüreaus des Armeestabes vom 4. Juli recht beruhigend und berichtete von einem „harmlosen“ Verlauf der

Krankheit, die bis dahin nur „1/2 ‰“, d. h. 3 Todesfälle gefordert hätte. Aber bald kam es ganz anders, viel böser, trotz heroischer Anstrengungen des Militärsanitätsdienstes und des Heranzuges freiwilliger Krankenpflege. Bis zu 75 % der einzelnen Truppeneinheiten wurden von der Seuche ergriffen und schon am 15. Juli beklagte man 109 Tote im Militär, welche Zahl sich im Laufe der Wochen mehr als verzwanzigfachte. Am ärgsten wütete die Krankheit unter den Schutztruppen für Zürich im Wintermonat, die Opfer über Opfer zu beklagen hatten. Was Wunder, daß ein wahrer Grimm diese Truppen und ihre Angehörigen zu Hause erfaßte ob der erbärmlichen Heizer und Unruhefister, die dieses Truppenaufgebot durch ihr revolutionäres Gebahren veranlaßt hatten. Eine Weile schien es, als würde der mörderische Würgengel eine Einkehr in jenen Kreisen herbeiführen, wo eine solche angezeigt gewesen wäre; es ging Kreise „unten und oben“ an. Aber die Hoffnung erwies sich als vergeblich. Die Seuche erlosch nach Neujahr, und in jenen Kreisen wurde fortgeworfen — dem Abgrunde zu.

Wie jedes Jahr möchte der Kalendermann auch diesmal verdienter Toter gedenken. Die Liste wird so lang wie noch nie. Unter den schweizerischen Staatsmännern sind zur ewigen Ruhe eingegangen die Nationalräte Tissières (Wallis), Felix Koch (Bern), Conzett (Zürich)

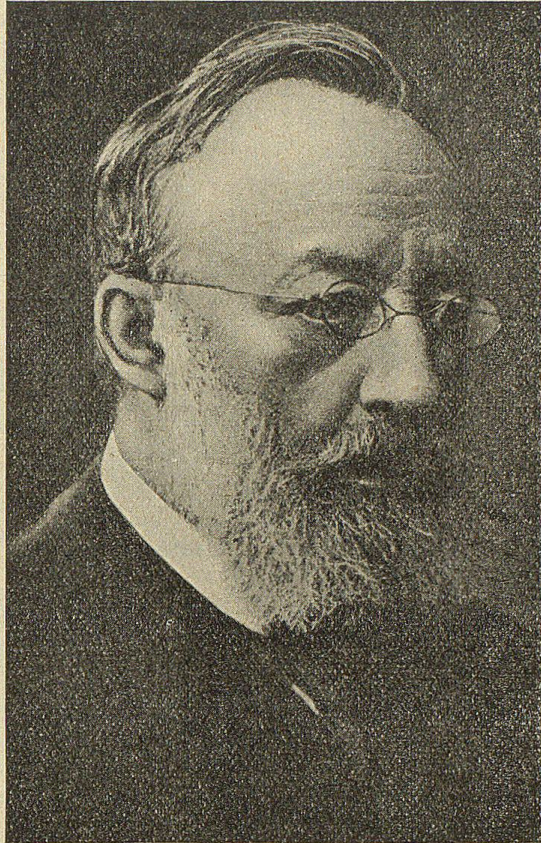
Dr. Steinhäuser (Graubünden) — diese vier Opfer der Grippe — dann die Nationalräte Nictispach (Aargau), Bicherio (Tessin), Fellmann (Luzern), die Ständeräte Oberst Bigler (Bern), und Leumann (Thurgau), alt Nationalrat Dr. Zschokke (Aargau) und Bundesrichter Favre (Lausanne), sowie Bundesrichter Dr. Gottofrey (Lausanne), bürgerlich von Freiburg. Von Männern der Kirche Bischof Abbet von Sitten; bischöfl. Kommissar Dr. Schmid, Fischingen; Dekan Eigenmann, St. Johann; Pfarrer und Schulinspektor Dr. Nager, Altdorf; Kanonikus Eberle, Flums. Von Männern des Hochschulfaches die Universitätsprofessoren Giesler, Dechsl, Hitzig, Blümer und Ruge, Zürich; del Prado und Michel, Freiburg; der St. Galler Universitätsprofessor Schwendener in Berlin. Von bekannteren Männern des Schulfaches überhaupt: Erziehungsrat Th. Schlatter und Prof. Gerster, St. Gallen. Von Männern der schweizerischen Wissenschaft der eidg. Alt-Oberforstinspektor Coaz (Graubünden) und Ingenieur Dr. Stockalper (Wallis). Von bekannten Ärzten: Dr. Cathomas, St. Gallen; Dr. Thürlemann, Gossau; Dr. Ettlin, Sarnen; Dr. Hößli, Direktor der Anstalt Balgrist, Zürich, und Frl. Dr. Heer, Direktorin der Pflegerinnenschule Zürich. Von Männern im Reiche der Kunst Maler Rüdizühli, Basel, Kapellmeister Gotthar Kempfer, Zürich, und Bildhauer H. Kistling in Zürich, der Schöpfer des Telldenkmals. Und trotzdem es so viele Namen sind, ist mancher verdiente Mann und manche verdiente

Frau im Schweizerlande noch übergangen. Unter den oben Genannten befindet sich gar mancher liebe Freund und alte Bekannte des Kalendermanns, Bekannte seit vierzig und mehr Jahren. Beim Namen Steinhäuser denkt er an den trefflichen Regierungsmann, der Bünden die Anstalt Realta, die Disentis-Andermattbahn und ein neues Steuer-gesetz gab, beim Namen Koch an den unermülichen Förderer der Interessen des Postpersonals, bei Conzett an den tapfern Kämpfer für schollenmäßigen sozialen Fortschritt, bei Bigler an den bedeutenden Militär, bei Fellmann an den wahrhaftigen Luzerner Volks- und Bauernführer, bei Zschokke an den genialen Bergbahnbauer. Bei den Namen Dekan Eigenmann, Kommissar Schmid und Dr. Hößli tauchen Scharen schwachsinziger und verkrüppelter Kinder, Scharen armer Waisenkinder auf, deren Schutzgeist jene Männer waren; bei Dechsl, der gelegentlich zwar etwas besangene, aber für Schweizertum erglühende und begeisterte Geschichtsforscher, Geschichtsschreiber und Geschichtslehrer, bei Schlatter der Mann mit dem praktischen

und soliden Blick im Erziehungswesen, bei Gerster der Schöpfer unserer besten Schullandkarten. Coaz aber war der Patriarch der Schweizer Förster, Cathomas der Heiler ungezählter Kranker; Rüdizühli hat uns mit hundert lieben Landschaftsbildern erfreut, während Kempfers Ruhm im Musikdirigentenstabe lag, den er sicherer führte als Könige ihr Szepter. Dahin. Die ewige Ruhe allen den Braven. Noch ein Name ist zu nennen, derjenige des

Fliegers Oberleutnant Biber, des berühmten Chespiloten der schweiz. Fliegertruppe, der anfangs Juli als Opfer seines Berufes während einer Flugübung bei Dübendorf zu Tode stürzte.

Zum Gedenken an diese verdienten Männer gesellt sich unwillkürlich die Erinnerung an die eben verrauschte Gedenkfeier zu Ehren des 100. Geburtstages unseres großen Schweizerdichters Gottfried Keller von Zürich. In allen größeren Schweizerstädten wurde des „Meister Gottfried“ — unter diesem Namen lebt er fort — in hohen Ehren gedacht; besonders die Jugend unserer Hochschulen ehrte den großen Schweizerdichter. Nach dem Berner Jeremias Gotthelf hat keiner mehr es so verstanden, die ganze Schweizerart und das Schweizerwesen bei Mann und Frau in Vorzügen und Gebrechen so tief und wahr zu erfassen und so getreu und mit so viel kerniger Art und goldenem Humor wiederzugeben wie Meister Gottfried. Lieft man seine Erzählungen, so werden die Gestalten darin lebendig, und man glaubt die Zeit mit-



Gottfried Keller 1819—1919.

zuerleben, in der das Erzählte sich abspielt, so ächt ist alles, so durch und durch schweizerisch. Gerade jetzt, wo eine neue Welt, eine neue Schweiz im Werden ist, flüchtet man sich gerne zu Meister Gottfried's Büchern, um in ihnen die trauliche Zeit vor 90 und 50 Jahren in unserem lieben Schweizerländchen wieder mizuleben. Nicht alle Leser des Appenzeller Kalenders werden Gottfried Keller aus seinen Büchern kennen, sicher aber alle das schönste aller seiner schönen Vaterlandslieder, dem der St. Galler Baumgartner die ebenso ergreifende Melodie gab:

O mein Heimatland, o mein Vaterland,
Wie so innig, feurig lieb ich dich,
Schönste Hof, ob jede mir verblich,
Dufteft noch an meinem öden Strand.

Und wenn das Lied bei feierlichem vaterländischen Anlasse innig flehend ausklang:

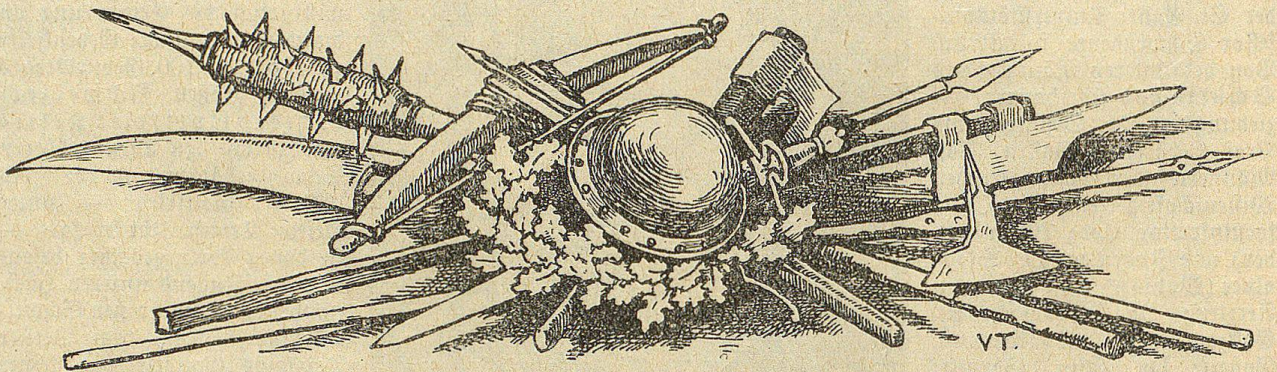
Wenn dereinst mein banges Stündlein kommt

Beten will ich dann zu Gott dem Herrn,
 Lasse strahlen Deinen schönsten Stern,
 Nieder auf mein irdisch Vaterland —
 auf's Schweizerland,

dann ist es nicht nur mancher braven Schweizerin, sondern auch manchem wetterfesten Schweizermanne feucht um die Augen geworden. Auch der Appenzeller Kalender zollt dem Andenken an den großen Schweizer Dichter den Tribut der Huldigung.

Es mußte viel sorgende, viel wehmütige Stimmung über der diesjährigen Kalenderumschau liegen. Die Leserinnen und Leser des Appenzeller Kalenders müssen das verzeihen. Es packt den alten Kalendermann oft ein tiefes Heimweh nach den Zeiten lange vor dem Weltkrieg, wo man sich in der Schweiz gegenseitig noch besser verstand, wo man noch

nichts von Bundesfastagen, nichts von Brot-, Butter- und Milchkarten wußte, auch ohne 8 Stundentag zufrieden und noch mehr Freude und bescheidenes Glück im Lande zu Hause war als jetzt. Aber verzagen tut der alte Kalendermann darum doch nicht. So lange das Schweizerherz so warm schlägt gegenüber aller Not, wie in den abgelaufenen Monaten gegenüber den hungernden Wiener Kindern, solange der Schweizer Sinn seine Altvordern so treu ehrt, wie bei der alljährlichen Mäsfelfahrt, so lange wird die Schweiz auch allen Stürmen von innen und außen troken. Diese können ihr Schaden, wie die Stürme dieses Winters im Appenzellerland und in der Umgebung von St. Gallen, aber sie bleibt trotzdem fest und sicher fortbestehen wie dort Grund und Grat. Das gebe der Allmächtige und uns den starken Glauben an ihn.



Das Klösterlein Wonnenstein.

Unweit Teufen liegt in einer nach Süden offenen Talmulde, die steil gegen das Gmündertobel abfällt, mit weitem Ausblick auf die Säntiskette das Frauenklösterlein Wonnenstein. Es ist ein beliebter Ausflugspunkt für diejenigen, welche die Schönheit der Natur suchen, aber auch für fromme Wallfahrer, welche im schmucken Klosterkirchlein ihre täglichen Nöte dem Herren empfehlen und für besorgte Mütter, die für ihre franken Kindlein bei den braunen Klosterfrauen Hilfe suchen. Man wäre versucht, den Namen „Wonnenstein“ mit all diesen Gaben, die das Klösterlein spendet, in Verbindung zu bringen, wenn nicht die alten Papiere und Urkunden, welche die Archive zu Wonnenstein und das alte Stiftsarchiv in St. Gallen bergen, uns belehren würden, daß der Name von dem großen Stein (einem Felsblock, der jetzt noch in der Nähe des Klosters sich vorfindet) herkommt, welcher in einer „Wunne“, d. h. in einer großen Wiese liegt. Die Frauen selber nennen ihr Klösterlein allerdings viel poetischer: „Maria im Rosengarten“, recht im Gegensatz zu einer alten Chronik, die erzählt, daß „under dem Stein, den man jetzt nennet „der mägden hell“, schon unter Abt Ymmo von St. Gallen“ (975—984) verschiedene Klosterbrüder als Einsiedler gehaust hätten. Diese sagenhafte Ueberlieferung geht aber erst mit dem 13. Jahrhundert

in eine historisch beglaubigte Erzählung über. Im Jahr 1228 soll Conrad von Buznang (1126—39) Abt von St. Gallen und Besitzer des Wonnensteineraldes etlichen Frauen, nicht nur die Erlaubnis, hier ein gemeinsames Leben zu führen, sondern auch eine Wohnung gegeben haben. Aber auch auf das einstige Vorhandensein dieser Gründungsurkunde können wir nur auf Grund von Bestätigungen unter Abt Cuno (1381) und Abt Caspar von Landenberg schließen, welcher letzterer am 15. Dezember 1453 den 30 Schwestern alle früher erteilten Gnaden und Freiheiten bestätigt und ihnen auch im Jahr 1455 erlaubt aus frommen Gaben, für einen Caplan ein Haus zu errichten. Es läßt das schließen, daß auch schon eine Kapelle vorhanden war, obschon wir wissen, daß bis 1479 die Frauen nach St. Lorenzen in St. Gallen pfarrgenössig waren und dort den Gottesdienst besuchen mußten. Deshalb hatten sie auch zu ihrer Bequemlichkeit im „Loch“ nahe beim Kloster St. Gallen ein Haus angekauft. 1479 wurden sie dann der neu errichteten Pfarrei Teufen zugeteilt. Bald nach dem Bau des neuen Priesterhauses mußten die Frauen dasselbe selber beziehen, denn am St. Antoniusstag (17. Jänner) anno 1456 „ist das Haus und Kapell zu Wunnenstein verbrunnen. Das Priesterhaus aber ist blieben und der Viehstall“. Rasch ging es